



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Weltansichten. Was heute nicht kindlich unbefangen im Banne des dogmatischen Glaubens verharret, das strebt nach einer neuen Weltansicht, und der neuen Weltansichten giebt es denn auch schon beinahe so viele wie der denkenden Köpfe. Es ist interessant, unter den in der Gedankenfabrik Thätigen auch einmal einem Angehörigen des Volkes zu begegnen, das sich auf Hujarenstücklein besser als auf die Metaphysik versteht. Sigmund Bodnár hat (bei Hermann Walthers in Berlin, 1898) zwei Bände Großoktav unter dem Titel Mikrokosmos herausgegeben, in denen er beweist, daß die Weltgeschichte eine Wellenbewegung, der Wellenberg der Idealismus, das Wellenthal der Realismus ist, daß der eine Zustand durch den Idealrealismus in den andern übergeht, daß bei der Betrachtung der Dinge der Idealismus von der Einheit, der Realismus von der Vielheit ausgeht, daß der Idealismus den Glauben an Gott und die Weltendmachung der Autorität von der einen, die Unterordnung unter sie von der andern Seite, der Realismus aber Atheismus, vorherrschende Nächstenliebe, Individualismus und Anarchismus bedeutet, und daß der Idealismus dem Realismus zu weichen beginnt, wenn sich die Einheit der drei Ideen des Wahren, Guten und Schönen auflöst. Eine im einzelnen anfechtbare, im ganzen berechnete Ansicht der Dinge, aber doch nur eine unter vielen zulässigen Ansichten, und weder in ihrem Kerne neu, noch, wie sich der an Größenwahn leidende Verfasser einbildet, eine „Entdeckung,“ die „ein weltgeschichtliches Ereignis und der eminenteste Fortschritt der Menschheit auf dem Gebiete des geistigen Wissens“ genannt zu werden verdiente. Der Verfasser ist sehr belesen und hat viel Fleiß aufgewandt, was ja bei einem Sohne Arpads doppelte Anerkennung verdient. Doch erkennt man deutlich genug, wie seine Philosophie mit den augenblicklichen Nöten der ritterlichen Aristokratie Ungarns, z. B. der Auffälligkeit ihrer Fronbauern, zusammenhängt, denn es tröstet ihn sehr, zu sehen, wie sich unsre Zeit aus dem Materialismus und Realismus erhebt, und wie uns eine mächtige Flutwelle zum Idealismus emporträgt, sodaß Tolstoi, „ein Märtyrer der Nächstenliebe des Realismus,“ demnächst „ins Land des ewigen Eises“ wird verbannt werden (I, 193); schon sieht Bodnár „die Morgenröte der Wiedergeburt“ am Himmel aufgehen, einer Wiedergeburt, die damit zu beginnen hat, daß „die individuelle Freiheit beschränkt, die zügellosen Bestandteile zertreten werden“ (II, 327). Mehr als die Philosophie des edeln Magyaren interessiert uns der Umstand, daß er sein Buch deutsch geschrieben hat, aber in einem Deutsch, das kein Deutsch ist. Damit erinnert er recht lebhaft daran, was der Nationalitätenswindel für ein Unsinn ist, und was namentlich die Ungarn mit der Verbannung des Deutschen aus ihrem Lande für eine Dummheit begangen haben. Wollen die Angehörigen der Nationen über ihr kleines Gebiet hinauswirken, so müssen sie sich einer Weltsprache bedienen, und erschweren sie sich selbst deren Erlernung, so sind sie dumm. Es giebt aber heut nur noch zwei Weltsprachen, die deutsche und die englische, auch das Französische ist keine mehr. Rußland ist zwar eine Weltmacht, aber seine Sprache ist kein Organ höherer Kultur. Allerdings sind die Deutschen zum Teil selbst schuld an dem heutigen Zustande, denn ihre Germanisierungsbestrebungen haben die kleinen halbtoten Nationen nur zu neuem Leben elektrifiziert. Völker verschmelzen immer nur im Frieden, nie im Kriegszustande; man belästige Halbasien nicht mit Zwangssprachenverordnungen, und seine Söhne werden freiwillig um ihres eignen Vorteils willen Deutsch lernen. Möchte man doch von dem Weisen

der Fliegenden Blätter lernen, der dem Fleischer zeigt, wie er das widerstrebende Schwein ins Haus bringen kann: er zieht nach der entgegengesetzten Richtung, und flugs schlüpft es zur Thür hinein. — Mit einem Buch von Wert hat uns Theodor Lipps beschenkt: Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge, teilweise gehalten im Volkshochschulverein zu München (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1899). Diese Vorträge sind ganz populär gehalten und geben dennoch eine geschlossene Weltansicht, die man als einen gemilderten, geklärten und psychologisch vertieften Kantianismus bezeichnen kann. Das Böse ist dem Verfasser die Negation, die Schwäche; alle Triebe sind an sich gut; nur dadurch wird die Wirksamkeit eines von ihnen böse, daß das Gegen- oder Übergewicht anderer Triebe fehlt, die der Idee der Menschennatur nach stärker sein sollen. Vollkommen sittlich wäre ein Mensch — kein einzelner kann es sein —, wenn in ihm alle menschlichen Fähigkeiten zur Verwirklichung aller dem Menschen gesetzten Zwecke in der rechten Ordnung thätig wären. „Tugend ist Tüchtigkeit, innere Lebenskraft. Der Verbrecher kann tugendhafter sein als Duzende von den »Tugendhaften«.“ Besonders schön und überzeugend weist Lipps nach, wie die Begriffe der Zurechnung und Verantwortlichkeit nur bei Annahme des Determinismus einen Sinn haben. — Wenn wir nicht irren, ist neben den Jesuiten der Pater Lacordaire der erste gewesen, der die Art Kanzelvorträge in die Mode gebracht hat, die man in Frankreich conférences nennt: Cyklen von populären Vorträgen über ein die Religion berührendes philosophisches oder soziales Thema. In England soll diese Art von Kanzelvorträgen die Regel sein, weil dort die Predigt nicht zum Gottesdienst gerechnet wird, der bloß aus liturgischen Gebeten und Gesängen und dem Vorlesen von Bibelabschnitten besteht. So wenigstens sagt uns Charlotte Brocher, die zu der deutschen Ausgabe einer Anzahl solcher Vorträge des Kanzelredners Stopford N. Brooke eine sehr gute Einleitung geschrieben hat. Die Sammlung ist Glaube und Wissenschaft betitelt und bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erschienen. Brooke (der übrigens in den sechziger Jahren englischer Gesandtschaftsprediger in Berlin gewesen ist) entwickelt mit hinreißender Begeisterung und wohlthuender Wärme einen Gottesbegriff, der das Positive des Pantheismus und des Theismus vereinigen und die Mängel beider einseitigen Vorstellungen ausschließen soll. Mit besonderm Eifer wendet er sich gegen das Dogma der ewigen Höllestrafe, das undenkbar sei, weil Gott mit der Welterschöpfung die Pflicht übernommen habe, seine Geschöpfe zu beglücken, und weil das Böse mächtiger sein würde als Gott, wenn es ewig fortbestünde. Zudem übe dieses Dogma die schrecklichsten Wirkungen, indem es mit Notwendigkeit den Fanatismus, die Religionskriege und die blutigen Verfolgungen erzeuge, und es sei ganz besonders dieses Dogma, das, wie der Orthodoxyismus im allgemeinen, die Unwahrhaftigkeit ins Leben trage. Es stehe fest, daß heute mit Ausnahme von einigen wenigen Fanatikern auch unter den Orthodoxen niemand an die Hölle glaube; wie könnten — sagen wir mit Brooke — Leute, die ernstlich an die Ewigkeit der Höllestrafen glaubten, gemüthlich beim Glase Wein oder bei einer fröhlichen Mahlzeit sitzen! Das ist gar nicht denkbar. Eines Sonntags — die Zeit ist nicht angegeben — erklärte Brooke in der ihm gehörigen Bedfordkapelle: „Seitdem wir uns das letzte mal hier sahen, habe ich einen Schritt gethan, der sowohl für mich vieles wesentlich verändern wird, als auch für die, die bisher meine Zuhörer gewesen sind. Ich habe die englische Kirche verlassen, und für mich und diese Kapelle beginnt damit ein neuer Lebensabschnitt.“ Den unmittelbaren Anlaß dazu gab seine Leugnung der Wunder, namentlich des Wunders der übernatürlichen Geburt Christi. Er ist nicht etwa ausgestoßen worden, sondern er hat die Kirche verworfen. Ich vermochte, sagt er, „nicht länger einer

Gemeinschaft anzugehören, die ich nach allen meinen Grundsätzen verwerfen muß.“ Natürlich fuhr er fort, in seiner Kapelle zu predigen, bis voriges Jahr Kränklichkeit seinem Wirken ein Ende machte. In Deutschland vollzieht sich eine solche Wandlung nicht ohne Mitwirkung von Bürokratie und Polizei und ohne Aufhäufung von Aktenstößen. In England mag der Druck der Kirchentyrannie sogar härter gewesen sein als in Deutschland, solange die Staatskirche entweder auf einer hochkirchlichen oder auf einer puritanischen Volksmehrheit ruhte. Nachdem sich jedoch die Einheit des religiösen Glaubens aufgelöst und die freie Sektenbildung die Oberhand gewonnen hat, erfreut man sich in England wirklicher religiöser Freiheit, weil es keine vom Volke unabhängige Zwangsgewalt giebt. In Deutschland scheint der kleine Freistaat Bremen das einzige Gebiet zu sein, das sich solcher Religionsfreiheit erfreut; in Preußen und Sachsen wenigstens oder gar im Herzogtum Braunschweig könnten sich Pfarrer wohl kaum behaupten, wie Schwalb und sein Nachfolger Dr. A. Kalthoff an St. Martini in Bremen. Kalthoff hat, wie ein Kenner der Bremer Verhältnisse mitteilt, „nicht den mächtigen Zustrom, dessen sich einst Schwalb rühmen konnte, aber eine treue, stetig wachsende Gemeinde, die sich — und das ist wohl das Wertvollste — aus allen Gesellschaftsklassen, aus reichen Kaufleuten aber auch aus vielen Proletariern zusammensetzt.“ Einen Winter hat er seine Zuhörer in den Gedankenkreis Schleiermachers eingeführt; diese Predigten sind unter dem Titel: Schleiermachers Vermächtnis an unsre Zeit (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1896) erschienen. Voriges Jahr hat er in demselben Verlag einen zweiten Band herausgegeben: An der Wende des Jahrhunderts. Kanzelreden über die sozialen Kämpfe unsrer Zeit. Kalthoff ist, wie man schon aus seiner Vorliebe für Schleiermacher schließen kann, weniger rationalistisch, mehr positiv, tiefer, inniger als Schwalb. Er will den Geist des Neuen Testaments erwecken, will aus dem dogmatischen und rituellen Christentum ein lebendiges machen. Wollten wir uns, ruft er, „in der Kirche gegen die soziale Frage, die wie keine andre die heutige Menschheit in der Tiefe bewegt, verschließen? Das hieße der Kirche den Totenschein ausstellen! Wir würden damit erklären, daß die Kirche in das moderne Leben nicht mehr hinein paßt, daß sie höchstens noch als frommer Zeitvertreib für müßige Leute, aber nicht mehr als Mittel- und Sammelpunkt für ernste, thätige Menschen Bedeutung hat.“ Getragen von der Überzeugung, daß das Christentum keine andre Aufgabe habe als die, die wahre menschliche Gesellschaft, die Liebesgemeinschaft der Menschen unter einander und mit Gott zu begründen, behandelt er das Wesen der Gesellschaft, die Konkurrenz, die Arbeit, Verbrechen und Strafe, Wissenschaft und Kunst, die Frauenfrage, die Volkslaster, kritisiert er die politischen Parteien und prüft er die Heilmittel, die heute gegen die sozialen Schäden vorge schlagen oder angewandt werden. Über eines von ihnen, die innere Mission, läßt er einen ihrer begeistertsten Arbeiter, den Abt Uhlhorn, urteilen: „Es handelt sich doch nicht darum, möglichst viel Almosen flüssig zu machen, bis zuletzt der größte Teil des Volks von Almosen lebt, sondern unsre arbeitende Bevölkerung in eine solche wirtschaftliche Lage zu bringen, daß sie der Almosen nicht mehr bedarf. Das kann doch nicht unser Ziel sein, möglichst viel Krippen, Warteschulen, Siechenhäuser, Asyle zu haben, sondern ein Familienleben, das die Krippe, die Warteschule, den Knabenhort usw. überflüssig macht. Sind doch alle diese Anstalten etwas, was eigentlich nicht sein sollte, selbst Symptome der vorhandenen Notstände.“

Zum medizinischen Studium der Frauen. Wie die Zeitungen melden, wird eine Vorlage an den Bundesrat vorbereitet, um die Zulassung der Frauen zur Approbation als Ärztinnen zu regeln. Es ist natürlich, daß da mancherlei

Bedenken, Wünsche und Hoffnungen laut werden. Wir halten die Frage für besonders wichtig: Werden die Ärztinnen Spezialistinnen sein müssen oder nicht?

Neuerdings neigt man dazu, ihnen die Behandlung von Frauenkrankheiten ausschließlich als Wirkungskreis zuzuweisen, und verspricht sich davon einen außerordentlichen Segen für die Patientinnen. Denn viele Frauenkrankheiten, sagt man, nehmen nur deswegen einen so ungünstigen Verlauf, weil die Frauen durch Schamhaftigkeit verhindert werden, einen männlichen Vertreter der Heilkunde um Rat zu fragen, solange das Übel noch im Entstehen begriffen ist. An der Thatsache ist nicht zu zweifeln; jeder Frauenarzt wird bestätigen können, daß auf diese Schamhaftigkeit schon Todesfälle zurückzuführen gewesen sind. Aber was ergiebt sich daraus? Unseres Bedünkens nur das eine, daß die Erziehung des weiblichen Geschlechts mit allen Kräften darauf gerichtet sein muß, ein unsinniges Vorurteil auszurotten. Es giebt eben einen Punkt, wo die Schamhaftigkeit den Charakter der Tugend verliert und anfängt, ein Verbrechen an sich und seinen Mitmenschen zu werden. Dann gebieten Vernunft, wenn sie erleuchtet genug, und Gewissen, wenn es geschärft genug ist, in gleicher Weise, sie zu überwinden. Sicher hieße es von der Schulerziehung zu niedrig denken, wenn man ihr die Fähigkeit abspräche, wenigstens den Grund zu dieser sittlichen Erkenntnis in der heranwachsenden weiblichen Jugend zu legen. Pflicht der Eltern wäre es dann, auf diesem Grunde weiter zu bauen, um dadurch das Glück der Ehen, die ihre Töchter eingehn, schützen zu helfen. Auch wäre es eine dankbare Aufgabe für die so rasch beliebt gewordenen Volkshochschulkurse,*) in dieser Beziehung — etwa durch Vorträge ausschließlich vor Damen — aufklärend zu wirken.

Damit haben wir in Kürze den Weg angegeben, auf dem wir eine allmähliche Heilung des Schadens für möglich halten. Andre dagegen erheben laut den Ruf nach Frauenärztinnen und möchten am liebsten sämtliche Ärztinnen diesem einen Spezialfach zugeführt sehen. Sie ergeben sich in Betrachtungen darüber, wie viel weniger dem Zartgefühl des Weibes zugemutet wird, wenn es seine Leiden nicht mehr dem Manne, sondern der Geschlechtsgenossin zu entdecken braucht, und schöpfen aus dem geringern Zwang die Hoffnung auf zeitigere und darum erfolgreichere Behandlung des Übels. Uns will es übertrieben erscheinen, wenn in einer Zeit, wo sich das Weib stark genug fühlt, mit dem Manne auch im Studium der medizinischen Wissenschaft zu wetteifern, und darum mit ihm zusammen und durch ihn in den wissenschaftlichen Universitätsanstalten die intimsten Verhältnisse und Funktionen des menschlichen Körpers ungeschweht kennen lernt, immer und immer wieder jenes Zartgefühl als ausschlaggebend hingestellt wird. Die Verfechterinnen der Frauenrechte müßten, wenn sie konsequent wären, es sich wie die Königin Elisabeth verbitten, daß in ihrem Beisein so viel von der Schwäche des Geschlechts geredet wird. Denn eine Schwäche bleibt es doch immer, wenn der Frauenarzt nur bei drohender Lebensgefahr aufgesucht wird; und lediglich mit Rücksicht auf diese Schwäche ein Spezialistentum weiblicher Ärzte für weibliche Krankheiten gründen und die oben von uns geforderte pädagogische Einwirkung ganz beiseite schieben zu wollen wäre eine um so größere Unbesonnenheit, als dann immer noch die Möglichkeit übrig bleibt, daß aus Prüderie die Hilfe auch der Geschlechtsgenossin später angerufen wird, als wünschenswert ist. Die bekannte Eitelkeit zudem, die manche Krankheit als nicht chic betrachtet, wird dem weiblichen Arzte gegenüber sicher nicht in geringerm Maße auftreten. Und endlich erzeugt man den Frauen einen schlechten Dienst, wenn man sie auf Spezialistinnen hinweist, bevor eine große und durchaus

*) In Leipzig hat man mit den Volkshochschulvorträgen wenig Erfolge gehabt. D. Reb.

geschulte Anzahl vorhanden ist: denn Verträstung bewirkt Verschleppung, und je näher die goldne Zeit heranrückt, um so mehr Fälle werden verschoben und dadurch verdoeben werden.

Man hat ferner, um das Verlangen nach Spezialistinnen für Frauenkrankheiten zu begründen, hervorgehoben, daß die Ärztin vermöge ihrer gleichen Natur, durch die ihr eine unmittelbarere Kenntnis der Symptome vermittelt werde, besser imstande sei, sich in den Leidenszustand der Patientin zu versetzen und ihn zu heilen. Hieran ist so viel richtig, daß die Ärztin, selbst wenn ihr längere Erfahrung und Spezialstudium abgehen, mit gewissen periodisch wiederkehrenden Funktionen des weiblichen Körpers zusammenhängende Beschwerden manchmal sicherer erkennen und auf ihre Tragweite abschätzen wird als der Arzt, dem längere Erfahrung und Spezialstudium auf diesem Gebiete gleichfalls abgehen, und ebenso dürfte es sich bei manchen psychopathischen Erscheinungen des Weibes verhalten. Je mehr sich der Arzt aber beide Vorzüge aneignet, desto mehr gleicht sich der Unterschied zwischen ihm und der Kollegin aus, auch wenn sie Spezialstudien treibt, ja bei schwereren Krankheitsformen, die von der Bahn des Gewöhnlichen abbiegen oder auf seltnerer Komplikation beruhen, wird das Urteil des Arztes oft freier und vertrauenswürdiger sein als das der zu sehr am gewohnten Typischen haftenden Ärztin. Ob die Frau es überhaupt zu der Ruhe und Sicherheit des operativen Eingriffs bringen wird, die wir jetzt an vielen Meistern bewundern, ist eine Frage, die sich mit voller Sicherheit erst nach langer Zeit wird beantworten lassen.

Aufs eindringlichste muß davor gewarnt werden, in den angehenden Studentinnen der Medizin den Wahn groß zu ziehen, daß sie eo ipso dazu berufen seien, sich zu Vertreterinnen der Frauenheilkunde auszubilden. Zum Glück ruht bei uns noch jedes ärztliche Spezialistentum auf breitester fachwissenschaftlicher Grundlage, und Klagen, wie sie über die Studenten der Medizin in Frankreich laut geworden sind, daß diese so rasch wie möglich einem einträglichen Spezialistentum zustrebten und darüber eine harmonische Durchbildung vernachlässigten, wären deutschen Studenten gegenüber unbegründet. Über den jungen Mediziner, den nach bestandnem Physikum der Voratz, ein großer Psychiater zu werden, dazu verführte, medizinische und chirurgische Klinik selten zu besuchen, würde gelacht werden, die Studentinnen aber, die man von vornherein auf ein Spezialfach hinweist, giebt man entschieden einer derartigen Versuchung preis. Man tröste sich nicht damit, daß die Bestimmungen der Prüfungsordnung genügten, Einseitigkeiten der medizinischen Ausbildung zu verhüten. Examenanforderungen haben an sich etwas Schwankendes, und der usus heiligt auf allen Gebieten erfahrungsgemäß vieles. Auf jeden Fall haben Kenntnisse keinen Wert, die eben nur zusammengerafft sind, weil es ohne sie nicht geht. Und wer steht außerdem dafür, daß nicht schließlich eine besondree Prüfungsordnung für Studentinnen der Medizin, die sich dem Spezialfach der Frauenheilkunde widmen wollen, geschaffen wird, und daß diese Prüfungsordnung gewisse Erleichterungen enthält, sobald sich erst einmal in weitem Kreisen die Ansicht von dem natürlichen Beruf der Ärztin für dieses Fach Bahn gebrochen hat? Wir würden dann das traurige Schauspiel erleben, daß sich auch die geringere Befähigung da breit machte, wo die ausgeprägteste Naturanlage mit beständiger Übung im Bunde sein soll. Der erste Schritt aber zu jener Ausnahmestellung wäre es, wenn man sich entschließen sollte, die Studentinnen in besondern Kursen zu unterrichten. Aus kleinen Rücksichten entwickeln sich sehr leicht größere. Daher handeln die Kliniker durchaus nicht im ärztlichen Standesinteresse, die sich gegen den Besuch der Vorlesungen in Gemeinschaft mit Damen sträuben und diesen dadurch selbst eine Sonderstellung bereiten helfen.

Es handelt sich nicht nur darum, daß bei einer solchen Entwicklung der Dinge der Frauenarzt geschädigt und in seiner materiellen Existenz bedroht wird. Unserer Erachtens muß sich die Medizin, solange sie den Anspruch erhebt, nicht eine Kunstfertigkeit, sondern eine Wissenschaft zu sein, hier das *principiis obsta* zur heiligsten Pflicht machen. Einen Königsweg in der Mathematik giebt es bekanntlich nicht, ebenso wenig darf es einen Damenweg in der Medizin geben. Und handeln wir nicht im vollsten Interesse der Studentin selbst, wenn wir ihr zunächst das Gebiet der Medizin in seinem weitesten Umfange erschließen und ihr dann erlauben, sich auf einem engeren Bezirk, den sie sich selbst erst im Verlauf des Studiums je nach Neigung und Befähigung zu wählen hat, ganz heimisch zu machen? Daß das Weib aber gerade für spezifisch weibliche Krankheiten das größte Interesse entwickeln müsse, ist eine durchaus unglauwürdige Annahme. Es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß, wenn man der Bethätigung wissenschaftlichen Vermögens freien Spielraum läßt, einst auch das Gebiet der Chirurgie, der Augenheilkunde, der Kinderkrankheiten usw. von Ärztinnen zu ihrem besondern Arbeitsfelde erkoren werden wird. Im übrigen möge jede Studentin der Medizin es sich gesagt sein lassen, daß sie schon etwas Hohes erreicht, wenn es ihr gelingt, schlechtweg — Ärztin zu werden. Den Neid der Kollegen braucht sie nicht zu fürchten, wenn sie diesen in einem Worte ausgedrückten und doch so unendlich viel umfassenden Beruf wirklich ausfüllt, man wird sie loben und bewundern. Namentlich wird es jeder Arzt mit Freuden begrüßen, wenn es ihr gelingt, das Vertrauen der Wöchnerin in solchem Maße zu erwerben, daß durch die Hände unkundiger und gewissenloser Personen kein Unglück mehr angerichtet werden kann. Zudem hat die praktische Ärztin vor der Spezialistin den moralischen Vorteil voraus, daß man ihr die Liebe zur medizinischen Wissenschaft rückhaltlos glaubt, wenn man sieht, wie sie nicht darauf ausgeht, in möglichst kurzer Zeit reich zu werden, sondern in mühevoller Konkurrenz mit der großen Zahl der Ärzte einen bescheidenen Lebensunterhalt zu gewinnen.

Blauer Montag für Schulkinder. In einigen Großstädten wird jetzt für einen spätern Schulanfang am Montage agitiert, weil die Kinder Montag morgens noch vom Sonntagsausfluge ermüdet seien und also länger schlafen müßten. Schon die Schulkinder zur Gewohnheit des blauen Montags zu erziehen, dazu wird wohl hoffentlich keine Schulbehörde behilflich sein. Die Sonntagsruhe hat den Zweck, das Erholungsbedürfnis so gründlich zu befriedigen, daß man des Montags mit ganz frischen, vollständig wieder hergestellten Kräften an die Wochenarbeit geht und demnach fähig und geneigt ist, nicht später, sondern früher als an andern Tagen aufzustehen. Eine Erholung, die man am andern Morgen im Kopf und in den Gliedern spürt, und die ans Bett fesselt, ist gar keine Erholung; von einer solchen Erholung ist nur noch ein Schritt zu dem Genuß, der den Kater zur Folge hat, und zu den wichtigsten Grundsätzen, die dem jungen Menschen eingepägt und zur andern Natur gemacht werden müssen, gehört auch der, daß alles, was einen Kater zur Folge hat, zu verabscheuen sei. Es war nicht ein konservatives, sondern ein fortschrittliches Blatt, worin wir vor ein paar Jahren einmal folgende Schilderung des typischen Berliner Sonntagsausflugs lasen. Mehrere Familien fahren in einem Krensefer, dessen Vorhänge der Sonne oder des Regens oder Windes wegen geschlossen sind; die Luft ist in dem vollgepfropften Wagen zum Ersticken und wird durch den Tabakqualm und den Dunst der kreisenden Schnapsflasche nicht verbessert. Fährt man mit der Bahn, so erfreut man sich auch keiner angenehmen Luft und Lage. Am Ziele angelangt, läßt man sich in einem

sogenannten Garten nieder, der keinen grünen Halm, viel weniger eine Blume oder einen ordentlichen Baum aufzuweisen hat, und dessen Luft mit Staub erfüllt ist. Dort bleibt man kleben beim Glase und bei den Späßen, die zum Glase gehören. Entziehen sich die Kinder diesem Pandämonium, finden sie einen Nasenfleck oder ein Wäldchen, wo sie sich tummeln und ein paar Stunden eine ihnen angemessene wirkliche Erholung genießen, so bekommen sie nach der Rückkehr Ohrfeigen, weil die Mutter ihretwegen in Sorge gewesen ist, oder weil sie ihre Sonntagskleider beschmutzt haben. Spät in der Nacht gehts nach Hause in demselben Wagen, wo die Kinder in die wüste Gesellschaft berauschter, trotzdem noch weiter trinkender, rauchender und Zoten reißender Menschen eingekleilt schwitzen. Und dafür, oder der nächtlichen Tingeltangelunterhaltung wegen soll am Montag Morgen der Schulunterricht gekürzt oder verschoben werden? Sind die Eltern vernünftig, so lassen sie die Kinder sich den Sonntag über tummeln, machen um sieben Uhr abends Schluß, schicken sie um halb neun Uhr zu Bett und wecken sie, des Sommers wenigstens, am Montag früh um fünf Uhr, damit sie am offenen Fenster oder auf einem kleinen Spaziergang in den Tiergarten oder Humboldthain, oder was sie sonst für einen Park nahe haben, die reine, frische Morgenluft einatmen.

Rassen und Kirchen. In der Kunst des Deutens und Auslegens sind einige unsrer heutigen Tageblätter mit einer beneidenswerten Kühnheit und Geschmeidigkeit begabt. Von ihrer verblüffenden Sicherheit, zu interpretieren und schiefe Schlußfolgerungen zu ziehen, zeugt die Auslassung einer Breslauer Zeitung, die meinen Aufsatz über Rassen und Kriege alles Ernstes dazu verwertet hat, eine Lanze für die römische Kirche zu brechen. Es muß dieser Versuch um so merkwürdiger erscheinen, als in dem betreffenden Artikel jede Berührung religiöser Fragen streng vermieden worden ist. Die Schlesiische Volkszeitung schreibt im Leitartikel ihrer Morgenausgabe vom 21. Juni: „In letzter Zeit hat man sich in Kulturkämpferischen sowie in protestantisch-theologischen Organen viel Mühe gegeben, die Niederlagen, welche vier katholische Staaten (Österreich, Frankreich, Italien, Spanien) im Kriege erlitten haben, als den Beweis der Minderwertigkeit des Katholizismus gegenüber dem Protestantismus zu deuten. Demgegenüber (!) wurde vor einiger Zeit in einem Artikel der Grenzboten, betitelt »Rassen und Kriege«, der Sieg der Vereinigten Staaten über die Spanier und der Erfolg der germanischen Völker gegenüber den romanischen auf ihre Disziplin zurückgeführt. . . .“

Weiter heißt es: „Es mag auch nicht unberechtigt sein, von einem Niedergang der romanischen Staaten zu reden und darauf ihre Niederlagen zurückzuführen; jedenfalls hat die Niederlage Österreichs gegen Preußen ganz besondere Gründe, die keineswegs mit religiösen Dingen zusammenhängen.“

Die Niederlage Österreichs dürfte allerdings ihre ganz besondern Gründe haben, von denen der Einfluß der römischen Kirche nicht am wenigsten in Betracht kommt. Gerade in den österreichischen Kronländern ist die, wenn man so sagen darf, „stark einschläfernde Wirkung“ des Klerikalismus insbesondere auf die untern Schichten der Bevölkerung eine — wenn auch nicht die einzige — Erklärung für die langsame Entwicklung dieser Länder. Der Beruf der römischen Kirche sei, alle Völker zu lehren, sagt die Schlesiische Volkszeitung; ob sie aber diesen heiligen Beruf unter allen Völkern nach bestem Wissen erfüllt, darüber gehn die Ansichten etwas auseinander. Bevor wir durch Erfahrung eines bessern belehrt werden, wird man uns erlauben müssen, daran zu zweifeln und der Ansicht zu sein, daß der römische Klerus und die ganze gewaltige Organisation seiner Kirche

weit eher geneigt sind, ein sehr diskretes Zurückhalten des Wissens vor den unter seiner Obhut lebenden Völkern zu üben, als den allgemeinen Zutritt zum Baume der Erkenntnis zu erleichtern.

In den germanischen Rassen des Nordens, wo Naturanlage, klimatische Verhältnisse und angeborener Freiheitsdrang eine größere Regsamkeit und Selbständigkeit entwickelten, wurde der religiöse Inhalt des Christentums durch Luther thatkräftig erneuert. Dieser „erste Abfall von Rom“ entsprang im Grunde demselben trotzigen Unabhängigkeitsfinn, der später den vorwiegend germanischen Staaten den Ausbau ihrer politischen Freiheit vollenden half. Dieser starke Kern des Protestantismus wurde das Kraftzentrum, das den sittlichen Ernst und das Verantwortlichkeitsgefühl der Nordgermanen in sich verkörperte. Daß der Protestantismus heute wiederum seinerseits einer gründlichen Wiedergeburt zu bedürfen scheint, soll hiermit weder bestritten noch des nähern erörtert werden. Für den Bau der Staaten aber in Krieg und Frieden hat der Protestantismus — oder wenn man will, das in ihm lebende Prinzip der Selbstverantwortlichkeit gegenüber dem Absolutionsdogma — Ungeheures geleistet, sowohl in der Armee wie auf dem Ackerfelde, im Bürgerhause wie auf Fürstenthronen.

Wenn sich, wie die Schleißche Volkszeitung richtig bemerkt, die deutschen, englischen und amerikanischen Katholiken in Bezug auf kirchliche Treue gegenüber den romanischen Völkern wahrlich messen können, so liegt das eben in der stärker entwickelten Zuerlichkeit dieser Völker und — in ihrer größern Entfernung von Rom. Hat doch schon angeblich Luther gesagt: „Je weiter nach Rom, je schlechter der Christ.“ Auch in der Religion, wie in allen andern Dingen, zeigen diese Nationen mehr Disziplin als die Romanen.

Es wäre nun im höchsten Grade verkehrt, die Ursache des Niedergangs der romanischen Staaten etwa in der römischen Kirche allein suchen zu wollen. Das katholische Pfaffen_tum ist im Grunde nicht verderblicher als jedes andre. Darin bleiben sich alle Religionen gleich: sobald sie dem ursprünglichen Begriff des Katholizismus — der soviel bedeutet wie Vorurteilslosigkeit und Freisinn — entfremdet werden, entarten sie und wirken auf das geistige Wachstum der Völker mehr oder weniger lähmend ein. Jede Kirche, die vom Reiche dieser Welt einen allzuüppigen Teil beansprucht, von ihren irdischen Machtbefugnissen einen zu umfassenden Gebrauch macht, ist im ursprünglichen Sinne des Wortes „unkatholisch.“ Vom indischen Brahmanen bis zum russischen Popen, vom kalvinistischen Fanatiker bis zum puritanischen Eiferer zieht sich eine geistige Kette der Unduldsamkeit, die zu sprengen immer und immer wieder ein lebendiger Protestantismus erforderlich ist, damit sich die Religion erhalten und verjüngen kann. Wo diese Verjüngung stattfindet, da wird Fortschritt in der Kultur sein, wo nicht Rückgang.

Für die Entwicklung der Staaten im allgemeinen und für die Überlegenheit des protestantischen Nordens über den katholischen Süden liefert die Geschichte so viele Beispiele, daß darüber zu streiten Zeitvergeudung wäre.

Bezüglich des spanisch-amerikanischen Krieges mag hier noch erwähnt sein, daß zwei interessante Beiträge erschienen sind: der Vortrag, den der Amerikaner Boultney Bigelow vor den Mitgliedern der Royal United Service Institution in London gehalten hat, und der Vortrag von Kontreadmiral Vendemann in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin, veröffentlicht im vierten Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1899 (Berlin, Siegf. Mittler und Sohn).

W. Sch.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig